

# Grünberger Wochenblatt.

Zeitung für Stadt und Land.

Dieses Blatt erscheint  
in einer regelmäßigen Auflage von  
5000 Exemplaren.

Erscheint wöchentlich drei Mal: Sonntag, Mittwoch und Freitag. Viertel-  
jährlicher Abonnementspreis in der Expedition 50 Pf., in den Commanditen  
60 Pf., durch den Colporteur ins Haus gebracht 60 Pf., bei der Post 65 Pf.,  
durch den Briefträger oder Landboten 90 Pf.

Dieses Blatt erscheint  
in einer regelmäßigen Auflage von  
5000 Exemplaren.

## Der 1. October.

Nur noch wenige Wochen trennen uns vom 1. October und damit von dem Ende des Socialisten-gesetzes. Das Ausnahmengesetz gegen die Socialdemokratie kennzeichnet fast noch mehr als die Ausnahmengesetze gegen die Katholiken und die Bedrängung der Polen die Aera Bismarck als eine Tragödie der Irrungen. Alle Ideen, die Fürst Bismarck durch Ausnahmengesetze unterdrücken wollte, haben weit über das für möglich gehaltene Maß Propaganda für sich gemacht. Die Statistik der Reichstagswahlen führt eine beredte Sprache. Die Ultramontanen haben nach den Maß-gesetzen Sitz auf Sitz im Reichstage erobert bis zu den natürlichen Grenzen, welche durch die Ausbreitung des Katholicismus in Deutschland gegeben sind. Die Polen haben noch nie so viele Stimmen erhalten, als nach den neuen gegen sie getroffenen Maßnahmen. Das Wachstum der Socialdemokraten unter dem Ausnahmengesetz aber hat die schlimmsten Befürchtungen weit übertroffen. Wäre man weiter auf dem Pfade des Fürsten Bismarck gewandelt, so wäre das Ende eine socialdemokratische Mehrheit des Reichstages geworden.

Die Aufhebung des Socialistengesetzes wird nun, wie wir stets behauptet haben, einen Stillstand in der socialdemokratischen Bewegung herbeiführen, dem der Rückgang derselben sicher folgen wird. Freilich dürfen die andern Parteien dann nicht die Hände in den Schooß legen, sondern sie müssen die zu Gunsten der arbeitenden Bevölkerung in die Wege geleiteten Reformen ruhig und sicher durchführen. Die Arbeiterversicherungs-gesetzgebung bietet dem gefunden Arbeiter noch nicht das Noth, das er erstrebt und zu erstreben berechtigt ist. Der gesammte Reichstag hat vielmehr anerkannt, daß wir auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung gleich den übrigen civilisirten Nationen noch sehr weit hinter den berechtigten Ansprüchen zurück sind. Die Fragen der Arbeiterausschüsse, der Organisation des Arbeitsnachweises, des Gewerbeschiedsgerichtsweises u. s. w. harren ihrer Lösung. Nicht in übereilter Hast, aber stetig muß von den Verfechtern der heutigen staatlichen Ordnung an eine bessere Regelung des Arbeitsverhältnisses herangetreten werden. Man muß auf der einen Seite ungemessene Anforderungen der arbeitenden Bevölkerung, deren Erfüllung unsere Industrie und unsere Concurrenzfähigkeit auf dem Welt-markte vernichten müßte, fest zurückweisen, auf der andern Seite aber jede Erleichterung der arbeitenden Bevölkerung herbeizuführen trachten, die, sei es auf dem Wege nationaler Gesetzgebung, sei es auf dem internationalen Vereinbarungen, ohne Schaden für das Vaterland zu erreichen ist. Am allerwenigsten darf man sich in diesem Bestreben durch die thörichte Behauptung der „Abn. Ztg.“ und verwandter Seelen beirren lassen, daß jedes Eingehen auf die Wünsche der arbeitenden Bevölkerung ein Anzeichen von Schwäche sei. Freilich mag es ja gewissen Leuten nicht in den Sinn passen, daß Probleme wie die sociale Frage fortan nicht mehr mit dem Staats-anwalt, der Polizei und dem Militär der Lösung näher geführt werden sollen. Die Welt ist eben heute gestitteter geworden und es ist ihr die Ahnung aufgestiegen, daß man auch ohne jene Factoren Aufgaben so ernster Natur bewältigen kann. Und dazu gehört jedenfalls mehr Muth und Kraftbewußtsein, als dazu, den Säbel hauen und die Blinde schießen zu lassen.

Den staatsbehaltenden Parteien ist übrigens ein sehr werthvoller Bundesgenosse im Lager der Socialdemo-kratie selbst entstanden. Die Spaltung in derselben läßt sich schon heute, noch während des Bestehens des Socialistengesetzes, nicht mehr überbrücken. Schon die bloße Aussicht auf das Ende dieses Gesetzes versetzt die „Jungen“ und die „Alten“ in heftige Feindschaft gegen einander. Bald wird die Socialdemokratie in sich zerfallen. Zwei Parteien werden entstehen. Die rohesten Elemente wollen auf jede gesetzliche Besserung der Lage der Arbeiter verzichten wissen. In der socialdemokratischen Versammlung, die am Montag Abend in Berlin abgehalten wurde, sprach ein Redner es offen aus, daß die gesetzgeberische Arbeit der Todtengräber der Socialdemokratie sei. Und während diese Partei nach Links abschwenken wird in das revolutionäre Fahrwasser, wo man ihr allerdings mit der Polizei, aber auf Grund des gemeinen Rechtes, beikommen wird, steht eine Annäherung des Gros der heutigen socialdemokratischen Partei an die übrigen Parteien zu erwarten. Dieser Theil der Socialdemokraten wird in ernster, parla-

mentarischer Arbeit lernen, daß es leichter ist, utopistische Ideen auszubecken, als sie verwirklichen. Und mit ihm werden allmählich die Hunderttausende von ernstern Arbeitern, die heute im Banne der Socialdemokratie sind, lernen, daß das Ziel: eine dem Standpunkt der gegenwärtigen Civilisation entsprechende Lage der Arbeiter, nur auf Grund der bestehenden staatlichen Ordnung und unter thönlichster Wahrung der Interessen der übrigen Bevölkerung zu erreichen ist. Sobald der Arbeiter, was mit dem Aufheben des Ausnahmengesetzes und mit dem Erlaß arbeiterfreundlicher Gesetze geschehen wird, zum Bewußtsein kommt, daß er nicht mehr außerhalb der Gesellschaft steht, daß diese vielmehr seine Interessen zu fördern trachtet, hat die Socialdemokratie ihr Spiel verloren.

## Beleidigungs-Processe.

Der Reichsgerichtsrath Dr. Mittelstädt verurtheilt in einem Artikel: „Ehre und gerichtliche Ehrenhändel“ scharf die Praxis der deutschen Rechtspflege in den Beleidigungsprocessen und die Auslegung, welche sie den von Beleidigungen handelnden Paragraffen des deutschen Strafgesetzbuches gegeben hat, und noch immer giebt. Herr Mittelstädt findet, daß die Rechtsmaterie der Beleidigungen sich in einem Auslöschungsproceß befinde, welcher sogar dahin geführt habe, Rechtsgarantien zu erschüttern, welche der wohlmeinende Gesetzgeber ausdrücklich zu dem Zwecke aufgestellt habe, die vernünftige Freiheit der Meinungs-äußerung vor dem Unfug der Insurienproceße zu schützen.

Er entwickelt diese Ansicht, welcher, auch ohne seine Begründung zu kennen, zweifellos unzählige, mit der Fähigkeit, sich ein eigenes, logisch begründetes Urtheil zu bilden, ausgestattete Deutsche zustimmen werden, mit einer Darlegung dessen, was § 193 des St.-G.-B. nach dem Willen des Gesetzgebers ausdrücken sollte, und was aus ihm durch die gerichtliche Praxis geworden ist. Nach diesem Paragraffen sollen alle tadelnden Urtheile über wissenschaftliche, künstlerische oder gewerbliche Leistungen, alle in der Rechtsvertheidigung oder für Wahrnehmung berechtigter Interessen gemachten Aeußerungen, Vorhaltungen und Klagen der Vorgesetzten über ihre Untergebenen, dienstliche Anzeigen und Urtheile von Seiten eines Beamten nicht unter den Begriff der Beleidigungen fallen, es sei denn, daß „aus der Form der Aeußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, das Vorhandensein einer Beleidigung hervorgeht.“ Die Beleidigung setzt hiernach rechtswidriges Handeln voraus, diese Voraussetzung fällt aber fort, so lange wir uns innerhalb der geschützten Grenzen und zustehender, privater oder öffentlicher Rechte bewegen.

Nach Mittelstädt's Urtheil hat allmählich jedoch scholastische Gelehrsamkeit in den § 193 so viel hinein-geheimnist, daß sein einfacher Sinn verdunkelt worden ist, und eigentlich heute Niemand mehr weiß, was dahinter verborgen ist. Ist ein Strafrichter der Ueberzeugung, die Grenzen berechtigter Kritik seien überschritten, dieser oder jener Ausdruck sei zu stark, hätte vermieden werden können, so wird trotz § 193 wegen Beleidigung verurtheilt, weil, wie die Formel lautet, „aus Form und Umständen die Beleidigung hervorgeht.“

Inbesondere nimmt sich Mittelstädt der Presse an, der er, weil sie thatsächlich eine das geistige Leben der Gegenwart beherrschende Macht geworden, so viel natürlichen Raum und legitime Freiheit gönnen will, als sie zu ihrer Existenz gebraucht, und der er ausdrücklich die Aufgabe, über Menschen und Dinge dieser Gegenwart zu reden und zu urtheilen, zugestehet, während das Reichsgericht in einer Entscheidung vom 5. November 1886 erkannt hat, daß der Presse kein Recht zur Klage öffentlicher Uebelstände zusteht, sie also auf § 193 sich nicht berufen kann. „Heutzutage gewährt selbst die beste friedfertigste Absicht und die kunstvollste Form dem Schriftsteller keine Gewähr mehr, nicht auf Antrag irgend eines gemäßigten afficirten Nebenmenschen als Injurient vor den Strafrichter geschleppt zu werden. . . . Was im Wege der Auslegung nicht Alles aus einer Anzahl von Buchstaben herausgetiffelt werden kann, entzieht sich jeder Beurtheilung. Und den verantwortlichen Redacturen periodischer Zeitschriften gegenüber hält man auf Grund der bekannten Rechtsvermuthung des § 20 des Preßgesetzes sich befugt, jedes unter ihrer Verantwortlichkeit gedruckte Wort, mag es

an sich noch so unverfänglich sein, so auszulegen, als bestände die gesetzliche Voraussetzung eines bei solchen Leuten regelmäßig vorhandenen verbrecherischen Willens.

So ist es. Unrecht hat Herr Mittelstädt nur darin, daß er dem Volksskdrper die Schuld an der verkehrten Auffassung der Beleidigungen durch die Presse, welche heute im Richterstande herrscht, beimißt. Diese falsche Auffassung ist dem Richterstande aber vom Fürsten Bismarck mit seinen gedruckten Strafformularen eingimpft worden. Es gab eine Zeit — und sie liegt noch nicht lange hinter uns —, in welcher fast jeder wegen Bismarck-Beleidigung Angeklagte auch verurtheilt wurde, und zwar zu ungemein hohen Strafen. Daß sich der Fürst beleidigt fühlte, war vielen Richtern Beweis genug dafür, daß die Absicht zu beleidigen vorgelegen hatte. Das Beispiel des Fürsten Bismarck wirkte bei solchen Erfolgen ansteckend auf alle Beamten vom Ober-Präsidenten bis zum Nachtwächter. Es ging in raschem Tempo noch weiter, und schließlich glaubte sich jeder conservative Bummler berechtigt, sein Muthchen an liberalen Redacturen zu fällen. Die Aera Bismarck ist vorüber, aber die Sucht, liberale Redacturen vor den Strafrichter zu ziehen, ist geblieben. Hoffentlich studiren unsere Strafrichter recht eifrig den Aufsatß des Reichsgerichtsraths Dr. Mittelstädt und richten sich danach; denn nur die fortwährenden Mißerfolge der kläglichen Kläger können den von Mittelstädt beregten Uebelstand aus unserer Rechtspflege verbannen.

## Tagesereignisse.

Der Kaiser, dessen am Montag in Memel erfolgte Ankunft wir bereits gemeldet haben, verbrachte die Nacht zum Dienstag im Salonwagen und setzte Dienstag früh 3 Uhr die Reise in das Wanderverterrain fort. Um 6 Uhr Morgens traf der Kaiser am Sprinter Weg zwei Kilometer von Insterburg ein, begab sich von hier aus zu Pferde nach dem großen Bieragener Exercierplatz und besichtigte dort die 1. und 37. Cavallerie-Brigade. Inzwischen hatte die Artillerie die Höhe am Ramswidener-Insterburger Weg besetzt, und wurde hier von dem jenseits Bieragener gelegenen Ufer der Angerapp von Cavallerie attackirt. Die Attake von Kürassieren, Ulanen und Dragonern wurde in Regiments-Colonnen geritten und mußten die Truppen die steile Böschung hinab die Angerapp durchschwimmend das ebenso steile diesseitige Ufer gewinnen. Der Kaiser und der Prinzregent von Braunschweig nebst Gefolge beobachteten diesen Mitt vom Ramswidener Grund aus. Der Kaiser setzte hierauf um 1/9 Uhr bei Grünhof mittelst Hofzuges die Reise fort. Nachmittags 2 Uhr traf er in Lyck ein und begab sich nach kurzem Aufenthalt nach Lyden. Von Lyden reiste der Kaiser gestern Vormittag 10 Uhr ab und begab sich direct nach Berlin, wo seine Ankunft für Abends 11 Uhr angekündigt war. Am Mitternacht wurde er im Neuen Palais bei Potsdam erwartet. — Prinz Heinrich hat die Rückreise auf dem Seewege zurückgelegt und ist gestern an Bord der „Irene“ in Kiel eingetroffen.

Der Kaiser wird doch in diesem Herbst nach Wien fahren, u. zw. mit dem König Albert von Sachsen. Die beiden Monarchen werden am 2. October in Wien eintreffen, um an Hofjagden bei Märzsteg und Eisenerz theilzunehmen. Nach Beendigung der Jagden, deren Dauer auf 6 bis 8 Tage bestimmt ist, nehmen beide Monarchen noch einen kurzen Aufenthalt in der österreichischen Hauptstadt.

Die Nachricht, der Zar werde noch in diesem Herbst nach Berlin kommen, wird officiös von der „N. N. Z.“ dementirt.

Die „Saale-Ztg.“ weiß von vertraulichen Einwirkungen zu berichten, durch welche der Fehde zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Kaiser gesteuert werden soll. Thatsächlich seien, seit der Fürst in Rissingen weilte, hohe Personen an ihn mit gewissen wohlgemeinten Rathschlägen herangetreten, welche letztere von ihm keineswegs schroff ablehnend beantwortet wurden. In Rissingen scheint der Fürst solchen Beeinflussungen eher zugänglich zu sein, als in Friedrichsruh, wo er sie grundsätzlich zurückwies. Wie versichert wird, steht in dieser Beziehung ein erfreulicher Umschwung zu erwarten. Der Anstoß dazu soll von einem befreundeten Hofe ausgegangen sein.

Die das Alters- und Invaliditätsgesetz, das am 1. Januar 1891 ganz in Geltung gesetzt







71

## Das Stipendium.

Erzählung von Jenny Hirsch.

Mit bangen Befürchtungen sah ihm Luise nach; alle die Zweifel, welche die Gegenwart des Geliebten zum Schweigen brachte, erhoben, sobald er sich entfernt, wieder quälend ihre Stimme. —

Der Kantor Gehe empfing mit unverborgenen Unwillen die Eröffnungen seines Sohnes.

„So sind denn meine Befürchtungen eingetroffen;“ rief er, „ich habe deine häufigen Besuche bei Schuberts immer mit heimlicher Sorge gesehen. Daß es aber so bald gelingen würde, dich dingfest zu machen, hätte ich doch nicht gedacht.“

„Dingfest!“ wiederholte der Sohn und in seinem häßlichen, offenen Gesichte spiegelte sich die Empörung, welche dieser Ausdruck seines Vaters in ihm hervorrief. „Was willst du damit sagen, Vater? Du weißt recht gut, daß die Pastorin und Luise jeder niedrigen Speculation unfähig sind; es ist die reinste Liebe, welche uns verbindet, eine Liebe, die seit den Kinderjahren in unseren Herzen geruht hat.“

„Und die da höchst wahrscheinlich ruhen geblieben wäre, wenn euer häufiges Wiederleben sie nicht bei dir erweckt hätte,“ antwortete der Alte hämisch, lenkte jedoch ein, als er die tiefe Falte sah, welche sich zwischen den Brauen seines Sohnes bildete. „Ich hatte es anders mit dir im Sinne;“ seufzte er, „diese thörichte Verlobung, wenn ich meine Einwilligung dazu gäbe, zerstört alle meine Zukunftspläne für dich.“

„In erster Linie kommt es doch auf mein Glück an,“ versetzte Hermann mit ruhiger Festigkeit.

„Und was gedenkst du an der Seite eines armen, in beschränkten Verhältnissen aufgewachsenen Mädchens zu finden!“ rief der Kantor heftig. „Kollt denn kein Tropfen des Blutes der Reichsfreiherrn von Gehe mehr in deinen Adern?“

„Was haben die Reichsfreiherrn von Gehe mit meiner Heirat zu schaffen?“ erwiderte Hermann unmutig lachend, „ich bin der Doctor Gehe und habe nach keinem Stammbaum mehr zu fragen. Im Grabe danke ich es noch dem Urvater, der mich davon befreite.“

„Und ich grolle ihm darum,“ sagte der Vater finster; die Hand des Sohnes ergreifend, sagte er warm, überredend hinzu: „Sieh, Hermann, für mich konnte ich den Abel nicht wieder erlangen, aber von leher war es mein Traum, daß du, daß deine Kinder ihn vielleicht von neuem führen könnten. Gern hätte ich dich Offizier werden lassen; das war aber unmöglich, denn die Stiftung unterstützte ja nur Studierende, aus eigenen Mitteln vermochte ich es nicht, und jetzt, wo es sich thun ließe, ist es zu spät; du würdest dich nicht zu einer Aenderung deines Berufes entschließen.“

„Nein,“ lachte Hermann, „ich ziehe vor, Wunden zu heilen, statt solche zu schlagen.“

Der Kantor zuckte die Achseln, fuhr aber dann in seinem milden, beschwörenden Tone fort: „Das alles habe ich wohl erwogen, und deshalb wünsche ich, daß du in deinem Berufe wenigstens die bevorzugteste Stellung einnimmest und dich mit einem Mädchen aus vornehmen Hause, der Tochter eines einflußreichen Mannes, vermählen möchtest.“

Der junge Doctor schüttelte entschieden den Kopf. „Ueberlege es dir, Hermann,“ bat der Vater, „störe mir doch meine Kreise nicht, laß die Opfer, welche ich für dich bringen will, keine vergeblichen sein.“

„Du sollst gar keine Opfer für mich bringen, lieber Vater,“ erklärte der Sohn freundlich, aber sehr bestimmt; „ich habe mich entschlossen, hier in Freudenstadt als praktischer Arzt zu leben und zu sterben.“

Gehe wurde freideweiß. „Nimmermehr! Das gebe ich nicht zu! Ich verstoße dich! Ich ziehe meine Hand von dir ab, wenn du mir das antust!“ rief er zornig.

„Vater, es würde mich sehr unglücklich machen, wenn ich mir deinen Unwillen zuzüge,“ sagte der Doctor traurig, „und ich bitte dich, mich nicht so hart zu strafen, aber ich hoffe auf eigenen Füßen stehen zu können. Die Praxis in Freudenstadt wird mich und hoffentlich auch bald ein liebes Weib ernähren.“

Gehe antwortete nicht. Es arbeitete mächtig in seinem bageren, schief martirten Gesichte. Große Rauchwolken aus seiner Meerschampfspeise passend, lief er in seinem Arbeitszimmer, in welchem die Unterredung stattfand, auf und ab, nahm einen Rosal in die Hand, machte eine Gebärde, als wolle er ihn zu Boden schleudern, setzte ihn aber wieder nieder, ergriff eine der alten Klängen und führte damit einen Hieb durch die Luft; endlich blies er vor dem Wilde des Reichsfreiherrn von Gehe stehen, daß er lange betrachtete.

Der Sohn verhielt sich ganz still; er hütete sich, auch nur mit einem Worte den Kampf in der Brust des Vaters zu unterbrechen. Derselbe war in der That recht schwer.

Gehe kannte seinen Sohn. Er wußte, daß weder Ueberredung noch Drohung ihn vermögen würden, von Luise Schubert zu lassen, und daß eine fortgesetzte Weigerung von seiner Seite nur dazu dienen würde, ihn zur Ausföhrung des Planes zu drängen, sich in Freudenstadt als Arzt niederzulassen. Das durfte aber nicht geschehen; ehe er seinen ganzen stolzen Zukunftsbau in Trümmer gehen sah, wollte er doch lieber einen Theil opfern. Er wandte sich um; es sah aus, als sei sein Gesicht während der wenigen Minuten älter, fahler geworden.

„Wohl, es sei,“ begann er mit bebender, tonloser Stimme, „ich gebe meine Einwilligung.“

„D, mein guter Vater!“ unterbrach ihn Hermann und wollte sich an seine Brust werfen; er wies ihn zurück.

„Höre erst meine Bedingungen,“ fuhr er fort. „Du kehrt schon in der nächsten Woche nach Leipzig zurück und triffst dort alle Vorbereitungen, um so schnell wie möglich als Privatdozent zugelassen zu werden.“

Das soeben noch glückstrahlende Gesicht des jungen Mannes zeigte den Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit. „D, dadurch ist meine Verbindung mit Luise in weite Ferne gerückt!“ seufzte er, „es können viele Jahre vergehen, ehe ich im Stande sein werde, den eigenen Herd zu begründen.“

„Wer sagt dir das?“ erwiderte Gehe, sich in die Brust werfend. „Du kannst heirathen, sobald die Frau Pastorin mit der Aussteuer fertig ist; ich fürchte, das wird nicht allzu viel Zeit in Anspruch nehmen,“ bemerkte er spottend. „Wozu hätte dein Vater Vermögen, wenn er den einzigen Sohn nicht standesgemäß erhalten sollte?“

„Vater, das wolltest, das könntest du wirklich?“ fragte Hermann, mehr überrascht und niedergedrückt als erfreut durch dieses Anerbieten.

„Ich kann und will es,“ erwiderte der Curator mit großem Nachdruck, „und ich wiederhole dir: entweder du sagst dich meiner Bedingung oder wir sind geschiedene Leute. Mit dem Landarzt Gehe habe ich keine Gemeinschaft mehr.“

„Dabin soll es nie zwischen uns kommen, mein lieber Vater, ich danke dir herzlich; es soll geschehen, wie du gesagt hast!“ rief Hermann, mit Innigkeit des Vaters Hand ergreifend. Dieser schloß ihn in seine Arme.

„D, mein Sohn, mein Sohn; du ahnst nicht, welche schweren Opfer ich dir bringe!“ Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust; als ihm der Sohn aber betroffen und erschreckt in's Gesicht sah, sagte er lächelnd hinzu: „Du darfst das nicht so traglich nehmen, es wird mir nur nicht ganz leicht, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Luise Schubert meine Schwiegertochter werden soll; ich hatte mir das so ganz anders gedacht.“

„Du wirst sie lieben, wenn du siehst, wie glücklich dein Sohn durch sie wird,“ antwortete Hermann, ihm

die Hand küßend; „Jetzt aber gestatte, daß ich sogleich hingehle und meiner Braut und ihrer Mutter deine Einwilligung überbringe. Darf ich dir auch meine Luise zuführen?“

„Morgen, morgen, mein Sohn!“ entgegnete der Kantor abwehrend, „heute nicht, ich muß mich doch erst an den Gedanken gewöhnen.“

Als Hermann das Zimmer verlassen hatte, ging der Kantor noch lange mit großen Schritten auf und ab, halbblaute Worte vor sich hinhinmurmend. „Das stört meine ganzen Berechnungen. Ich hatte gedacht, es allmählich einrichten zu können. Nun kommt viel auf einmal und ich habe bereits ansehnlich verbraucht. Aber es muß geben!“ fügte er lauter hinzu und seine finstere Stirn hellte sich wieder auf. „Mein Sohn als Arzt in Freudenstadt verlaufen! Ich selbst hier bis an mein Lebensende als Kantor bleiben! Nimmermehr. Das hast auch du nicht gewollt!“ Wieder stand er vor dem Bilde des Reichsfreiherrn und sprach zu demselben als ob er einen lebenden Menschen vor sich habe. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, schloß eine in demselben befindliche eiserne Kaffette auf, nahm Goldrollen, Kassenscheine und Bücher heraus und zählte und rechnete eifrig.

(Fortsetzung folgt.)

## Grünberger und Provinzial-Nachrichten.

Grünberg, den 28. August.

\* Während der langen Regenperiode in diesem Frühjahr und im Anfang des Sommers war das Kartoffelkraut üppig in die Höhe geschossen, während die Knollen vielfach klein blieben. Dann kam die große Hitze, welche ein rasches Vertrocknen des Krautes bewirkte, so daß heute die große Mehrzahl der Kartoffelfelder kahl dasteht, wenn nicht andere Rußpflanzen in den Furchen gezogen sind. Das Wachstum der Knollen selbst ist unter solchen Umständen nur noch ein geringes, kaum nennenswerthes. Wir werden also wenig große Kartoffeln ernten. Soweit sich indeß jetzt überleben läßt, wird die Kartoffel auf den Höhen und im sandigen Boden, also in den meisten Gegenden uneres Kreises, einen ziemlich reichen Ertrag liefern, während in den Niederungen vielfach die Knollen in Fäulniß übergegangen sein sollen. Hoffentlich sehen die Landwirthe aus den Niederungen, denen wir diese letzte Mittheilung verdanken, etwas zu schwarz, wenn sie behaupten, daß die Kartoffeln stellenweise „total erloschen“ sind. So viel aber erhebt doch aus Allem, daß in der Niederung keine gute Kartoffelernte zu erwarten steht.

— In Crossen hat sich vorgestern ein Kaufmannslehrling erhängt, der lange Fingerring gemacht hatte und nun seiner Bestrafung entgegen sah.

Der frühere Tuchhändler Kurt W. in Guben hat sich vorgestern erschossen. Er war vor die Strafkammer geladen worden; der Grund seiner That war Furcht vor Strafe.

— Der Sorauer Kirmes-Jahrmarkt ist auf den 15., 16. und 17. September verlegt worden. Er war ursprünglich auf den 18.—20. September festgesetzt.

— Die Tuchlager in Forst sollen noch nie so gefüllt gewesen sein wie jetzt. Da Nachfrage und Absatz in geringeren Stoffen nachgelassen haben, hat man in verschiedenen Fabriken schon begonnen, nur Stoffe von ganz guter Qualität zu fabriciren.

— Der Brudermörder Barenz in Ossig bei Sommerfeld leugnet noch die That; gegenüber den bestimmten Aussagen der unglücklichen Mutter aber wird ihm das Leugnen wenig helfen.

— In Cottbus wurde ein Kellerer, der in seiner Stellung als Bierausgeber Gläser, in denen sich Bierneigen befanden, mit frischem Bier auffüllte und das in den Bierunterkellern zurückgebliebene Bier mit frischem Bier vermengte und solches an die Gäste verabfolgte, wegen Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz (Bierpanscheri) zu 15 Tagen Gefängniß verurtheilt.

— Wie gemeldet, verunglückte am Sonnabend in Modlau bei Glogau der Arbeiter Neumann. Der

selbe steht in Diensten des Dominalbesizers Rosemann. Der Letztere hielt es nun, wie dem „N. N.“ gemeldet wird, nicht für nöthig, dem 55jährigen braven Arbeiter eine Vinderung zu verschaffen und einen Arzt herbeizuholen. Erst in der Nacht, als gar nichts seitens des Dienstherrn geschah, legte sich der Gemeindevorsteher in's Mittel und schickte nach einem Glogauer Arzte. Als dieser kam, lag der Unglückliche schon in den letzten Zügen. Der Vorfall hat in Modlau und Umgegend, wie begreiflich, großen Unwillen hervorgerufen.

— Herr Gerichtsassessor Viedl in Sprottau ist nach Myslowitz versetzt worden.

— Bei Sagan ertränkte sich dieser Tage die Frau des Bogtes Jungnickel aus Eichdorf im Bober.

— Die Betheiligung der Kriegervereine an der Parade in Eichholz geht weit über die genehmigte Stärke von 4000 Mann hinaus, da die Zahl der Anmeldungen aus dem Regierungsbezirk Liegnitz weit über 6000 beträgt. Es entstehen dadurch natürlich sehr unliebsame Schwierigkeiten.

— Ein Wohlauer Bürger hatte sich am 17. d. M. zur Aufnahme in den dortigen Kriegerverein gemeldet. Er ist im Besitze aller bürgerlichen Ehrenrechte und hat seine zweijährige militärische Dienstzeit durchaus zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten absolvirt; dafür legt der Umstand, daß er zum Sekreten befördert worden ist, das beste Zeugniß ab. Aber er ist ein Anhänger der deutschfreisinnigen Partei und hat sich, was nicht verschwiegen werden soll, bei den letzten Reichstagswahlen sehr eifrig an der Agitation zu Gunsten der freisinnigen Sache betheiligt. Nun ist sein Gesuch vom dem Kriegerverein, dessen Vorsitz Oberstleutnant Derchau führt, abschlägig beschieden worden, und zwar mit der Begründung, daß von der Aufnahme in Rücksicht auf sein politisches Verhalten Abstand genommen werden müsse. — Dem Wohlauer Gesinnungsgenossen, dem wir im Uebrigen gern im Geiste die Hand drücken, geschieht ganz recht. Freisinnige Männer dürfen sich eben gar nicht oder doch nur bei solchen Kriegervereinen melden, welche keine Politik treiben.

— Am Dienstag Abend stürzte in Breslau das vor der Hoffront des Oberpräsidialgebäudes in der Albrechtsstraße errichtete Baugerüst ein und sieben Leute stürzten in die Tiefe. Einer derselben, der Arbeiter Grone, war sogleich todt; er hatte schwere innere Verletzungen erlitten. Marldurchdringend war das Aechzen und Stöhnen der sechs anderen, die sämmtlich schwer verletzt waren; u. a. hat der Maurerpolier Fiedler beide Beine gebrochen. Im Hospital sind dann noch drei der Verunglückten verschieden. Zwei weitere werden schwerlich erhalten bleiben, und der Siebente, den man noch zu retten hofft, hat einen complicirten Schädelbruch, also auch eine sehr schwere Verletzung erhalten. Das Unglück ist nach den vorläufigen amtlichen Ermittlungen dadurch entstanden, daß das Gerüst, welches für die schwere Last viel zu leicht gebaut war, beim Heben des Werkstückes aus dem Zimmer zur Seite gewichen ist.

## Berliner Börse vom 27. August 1890.

Deutsche	4 <sup>0</sup> / <sub>10</sub>	Reichs-Anleihe	107,10 G.
	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	dito	100 B.
Breuß.	4 <sup>0</sup> / <sub>10</sub>	consol. Anleihe	106,50 bz. G.
	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	dito	100 bz. G.
	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	Präm.-Anleihe	160,25 G.
	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	Staats-Schuldsch.	99,90 bz.
Schles.	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	Bfandbriefe	98,70 bz.
	4 <sup>0</sup> / <sub>10</sub>	Rentenbriefe	103,10 bz.
Bohener	3 <sup>1</sup> / <sub>2</sub>	Bfandbriefe	98 G.
	4 <sup>0</sup> / <sub>10</sub>	dito	101,90 G.

## Berliner Productenbörse vom 27. August 1890.

Weizen 184—197, Roggen 153—167, Hafer, guter und mittel schlesischer 139—143, feiner schlesischer 145—152.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Langer in Grünberg.  
Druck u. Verlag v. B. Leddysohn in Grünberg i./Schl.